



# GUDRUN PAUSEWANG

*So war es,  
als ich klein war*

*Erinnerungen an meine  
Kindheit*

Ravensburger

## *Stromausfall bei Eis und Schnee*

Ich kann mich erinnern, dass es in meiner Kindheit manchmal dunkel wurde.

Nun, dunkel wird es jeden Tag, nachdem die Sonne untergegangen ist. Im Sommer später, im Winter früher, aber immer langsam: Zuerst wird es dämmerig, dann erst dunkel. Und wenn der Mond scheint, kann man auch in der Nacht noch allerlei sehen.

Aber als ich noch ein Kind war und wir vielleicht gerade zwischen dem Abendessen und dem Zu-Bett-Gehen noch eine Weile mit der Puppe spielten oder uns auf dem Schaukelpferd müde ritten oder die Mutter uns ein Märchen vorlas, konnte es passieren, dass plötzlich das Licht ausging!

Wenn alles mit dem Strom in Ordnung war, leuchtete unsere Lampe über dem Esstisch, sobald es dämmerig wurde. Auch oben die Schlafräume und unten die Kellerräume wurden sofort hell, wenn man die Schalter anknipste.

Aber wenn es plötzlich dunkel wurde und wir uns nur noch vorsichtig herumtasten konnten, war etwas an der Stromleitung kaputt, die vom Elektrizitätswerk im Dorf quer über die Felder bis zu uns heraus führte. Es kam dann auch kein Wasser mehr aus dem Hahn, denn die Pumpe, die das Wasser aus unserem Brunnen heraufpumpfte, wurde elektrisch betrieben. Die konnte man zur Not aber auch mit der Hand betätigen, indem man die Kurbel drehte. Man musste nur wissen, wie und wo.

Nun, ich wusste das. Denn wenn der Vater nicht zu Hause war, musste ich die Kurbel drehen.

Wenn der Vater zu Hause war, drehte er die Kurbel, und ich hockte irgendwo in der Wohnküche und rührte mich nicht, bis die Mutter eine Kerze anzündete. Kerzen hatten wir genug, denn unser Großvater war Imker. Aber so eine Kerze hüllte die Wohnküche nur in sanftes Dämmerlicht, in dem man nicht lesen oder nähen konnte.

Dafür musste die Mutter erst eine Petroleumlampe von irgendwo herholen und anzünden. Aber auch das Petroleumlicht war nicht so hell wie das elektrische.

Nur die Wärme im Raum änderte sich nicht. Denn unsere Heizung hatte nichts mit dem Strom zu tun, weil wir mit Holz heizten. Und einen Kühlschrank hatten wir eh nicht. Den hatte noch so gut wie niemand im Dorf. Was in den Kühlschrank gehört, zum Beispiel Milch, Saft, Obst und dergleichen, stand bei uns damals in der Speisekammer, die sich am kühlen Ende der Kochecke befand.

Der Stromausfall hatte mit dem Wetter zu tun. Denn meistens wurde es im Winter

dunkel – besonders bei Schneesturm, zwanzig bis dreißig Grad Kälte und Flockentreiben. Draußen lag dann sehr hoher Schnee. In unserem Dorf gab es nur einen, der etwas von Elektrizität verstand. Aber bei einem solchen Wetter kam der nicht. Deshalb hieß es dann bei uns: »Der Reiter muss kommen!«

Der Reiter war keiner, der etwas mit Reiterei zu tun hatte. Er hieß so. Und er war Elektriker. Wie er mit Vornamen hieß, weiß ich nicht mehr. Wir nannten ihn immer nur bei seinem Nachnamen. Er war einer von Vaters Freunden aus dem Nachbardorf in östlicher Richtung: Lichtenau. Dort, wo auch der Zahnarzt war. Auch einen richtigen Bahnhof gab es dort, nicht nur eine Haltestelle wie in Wichstadt.

Meistens holte ihn am nächsten Tag der Vater zu Hilfe. Ab meinem zwölften Geburtstag musste ich hingehen oder auf meinen Schneeschuhen zu ihm fahren. Froh war ich, wenn sich das Wetter inzwischen beruhigt hatte. Aber manchmal musste ich mitten in einem Schneesturm gehen: zweieinhalb bis drei Kilometer. Aus einem Türspalt sah mir die Mutter nach. Später erzählte sie mir mal, dass sie an solchen Tagen, wenn ich den Reiter holen ging, oft ganz abwesend war, weil sie ihre Gedanken bei mir hatte. Mir konnte ja so viel passieren, und niemand hätte mich gehört, wenn ich um Hilfe gerufen hätte.

Aber zum Glück stieß mir nie etwas zu, obwohl bei diesem Wetter das Durchkommen nach Lichtenau schwierig war. Der Schnee lag an den Straßenrändern zu Wänden hochgeschaufelt, und bald hatte ich eiskalte Hände und eine gefrorene Nase.

»Aha«, sagte der Reiter, wenn er mich kommen sah, und lachte. »Wieder mal!«

Er ließ uns nie lange warten. Meistens lag das Problem an der Stromleitung von Wichstadt zu uns. Deshalb wanderte er sie gleich ab und kletterte mit seinen hartbezahlten Klettereisen an manchen Masten empor. Entweder klebte zu viel Schnee auf der Leitung oder schwere Eiszapfen hatten ein Kabel beschädigt. Einmal hing sogar ein Mast schräg in einem Gewirr von Drähten und musste wieder aufgerichtet werden.

Aber was auch passiert war: Der Reiter fand es heraus und reparierte den Schaden. Der Vater half ihm und tat alles, um die Rechnung klein zu halten. Sobald die beiden Männer mit der Arbeit fertig waren, konnte die Mutter die Petroleumlampe mit einem Seufzer der Erleichterung wieder wegräumen. Und wenn meine Eltern Reiters Arbeit nicht gleich bezahlen konnten, wurde er auch nicht ungeduldig.

Einmal ließ meine zweite Schwester – damals vielleicht vier Jahre alt – die Kaffeekanne fallen, die sie aus dem Küchenschrank holen und der Mutter bringen sollte. Die Kanne zerschellte.

»Jetzt muss der Reiter kommen«, schluchzte meine Schwester, während sie die Scherben aufhob.

Die Mutter wollte schimpfen. Aber als sie hörte, was meine Schwester sagte, musste sie

lachen. So einen »Reiter für alles« hätten wir wahrlich gut gebrauchen können!

## *Einkaufen im Dorf*

Einmal in der Woche ging jemand von uns ins Dorf einkaufen. Meistens war ich das, weil ich die Älteste war. Ich konnte mir meistens alles merken und meistens alles tragen.

Aber wogegen ich mich immer wieder zu wehren versuchte, war der Rucksack.

Wer trug in Wichstadtl schon einen Rucksack, noch dazu einen so alten, geflickten?

Aber die Mutter war nicht umzustimmen. »Was? Außenseiter? Na und?«

Also blieb es bei diesem altmodischen Tragegerät.

Im Sommer wanderte ich in einem Dirndl mit Puffärmeln, an den Füßen weiße Söckchen und Sandalen, auf dem Rücken den Rucksack, ins Dorf.

Zuerst zum Postamt. Dort gab ich ein paar Briefe und Karten ab und nahm die Post für uns mit. Denn der Postbote kam nicht zu uns heraus. Er ging ja zu Fuß. Vielleicht hatte er in den letzten Jahren auch ein Fahrrad. Aber ein Auto? Nein. Damals konnte man sich einen Briefträger noch nicht in einem Auto vorstellen.

Dann ging ich zum Schuhmacher. Dieser saß unter einer schwachen Elektrolampe mit einem simplen handgefertigten Schirm in einem Kämmerchen, in das durch ein kleines Fenster etwas Tageslicht hereinfiel. Er war umrahmt von lauter Schuhmachergeräten, Werkzeugen und Schuhen, Stiefeln und Pantoffeln. Nun langte er hierhin und dorthin und fischte aus dem Chaos heraus, was fertig war. Ich zahlte, empfing die reparierten Schuhe, angelte die neu zu reparierenden Schuhe aus dem Rucksack und übergab sie dem Schuhmacher.

Auch die Schuhe wurden an die jüngeren Geschwister oder Vettern oder Cousinen weitergegeben – immer wieder genäht und mit neuen Sohlen und neuen Absätzen ausgestattet, bis sie nicht mehr zu reparieren waren. Erst dann wurden sie weggeworfen.

»In zwei Wochen«, knurrte der Schuhmacher, den man nicht »Schuster« nennen durfte, weil das angeblich eine Verspottung der Schuhmacher bedeutete. »In zwei Wochen« hieß aber – das wusste ich aus Erfahrung – »in vier Wochen«.

Nun kam der Kolonialwarenladen dran. Heute würde man »Tante-Emma-Laden« dazu sagen. Dort konnte man fast alles bekommen, von der Erbswurst bis zum Kaffee-Ersatz. Supermärkte? Die gab's noch nicht. Verpackungen waren auch noch sehr selten. Auch die Reklame steckte noch in den Kinderschuhen. Allerdings kann ich mich an ein Waschpulver erinnern. Es wurde in einer Schachtel verkauft und hieß RADION. Der Werbespruch lautete: RADION WÄSCHT ALLEIN!

Der Kaufmann hantierte hinter dem Ladentisch, nahm Papiertüten oder Stoffsäckchen

in Empfang und füllte sie mit Mehl, Zucker oder Hülsenfrüchten aus offenen Säcken. Auch Salz gab es nur lose. Für Marmelade musste man ein Glas oder eine Schüssel von daheim mitbringen, für Essig oder Öl eine Flasche. Zwischendurch reichte der Kaufmann den Kindern, die ihre Mütter begleiteten, rasch ein »Zuckerl«. Der Rucksack füllte sich mehr und mehr.

Nur Brot gab es nicht im Kolonialwarenladen, das musste ich beim Bäcker holen.

Auch dort ging alles viel langsamer, als man es heute gewohnt ist. Denn nur die Frau des Bäckers bediente und der Verkaufsraum war so klein, dass die Kundschaft manchmal dicht gedrängt vor dem Ladentisch stand. Zwei, höchstens drei Sorten Brot – mehr Auswahl gab es nicht. Kuchen kaufte ich nie. Den backte die Mutter selber. Und Brötchen waren uns zu teuer. Wir aßen auch morgens Brot in Scheiben.

Was man dort beim Bäcker aber immer gratis bekam, war der neueste Klatsch des Dorfes: Wer geboren und wer gestorben war. Wer bald heiratete. Wer an einer schlimmen Krankheit litt. Wer neu zugezogen und wer weggezogen war.

»Und wie geht's euch dort draußen?«, fragte mich immer irgendjemand. Und ich erzählte.

Jetzt fehlte nur noch die Molkerei. Die lag am Ende des Ortes. Längst waren meine Söckchen nicht mehr weiß. Denn nirgends waren die Straßen asphaltiert. Die Autos, die durch den Ort rollten, fuhren auf Schotter. Wenn ich mich nicht irre, gab es nur ganz wenige Autos in Wichstadtl – und ein paar Motorräder. Parkplätze? Waren nicht nötig. Für die Autos, die selten durch den Ort fuhren und anhielten, gab es genug Platz. Wenn es geregnet hatte, standen große Pfützen auf den Straßen. Kam dann ein Auto angefahren, musste man schnell wegrennen, sonst wurde man bespritzt.

Manchmal sollte ich aus der Molkerei zwei Liter Milch mitbringen. Aber nur, wenn wir Besuch erwarteten. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern: Entweder reichte die Ziegenmilch nicht, oder die Besucher mochten keine Ziegenmilch. Aber ich weiß noch genau, dass man eine Milchkanne mitbringen musste, wenn man Milch haben wollte. Und für Quark eine Schüssel.

Keuchend kam ich dann daheim an, gerade knapp vor dem Mittagessen. Der Rucksack war schwer. Und dazu manchmal noch die Kanne mit zwei Litern Milch!

Die Mutter zählte die Münzen und das Papiergeld, das ich zurückbrachte, und rechnete nach. Ja, es stimmte alles, ich hatte kein Geld unterwegs verloren und auch nirgends zu wenig oder zu viel bezahlt. Zum Dank oder als Belohnung bekam ich ein paar Löffel Nachspeise mehr als meine Geschwister, z.B. Erdbeerkompott.